

Über den englischen Kriminalroman

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber den englischen Kriminalroman

Zu unserem neuen Roman

Der Kriminalroman nimmt inmitten der anderen Unterhaltungsbücher eine eigenartige Stellung ein. Er wird zwar viel gelesen — mehr als man gemeinhin annimmt —, und dennoch wird er selten erwähnt oder doch nur im Zusammenhang mit Jugendlichen, als deren Lektüre er eine gewisse Gefahr bedeutet. Wohl stimmt es, daß Kriminalgeschichten, namentlich die sensationell aufgemachten, durch und durch kitschigen kleinen Heftchen, deren niedriger Preis geringem Taschengeld entgegenkommt, meist von Schülern verschlungen werden. Aber der wirklich gute Kriminalroman hat einen ungleich größeren und seriöseren Leserkreis; häufig ist es gerade die Intelligenz, die sich seiner als Mittel zur Entspannung bedient. Literarisch wertvolle Bücher bedeuten nach einem arbeitsreichen Tag oft eine zu starke Belastung und bringen auch nicht immer das nötige Tempo mit, um die innere Müdigkeit des Lesers zu überwinden. Ganz anders der Kriminalroman, der zwar keine wertvolle Bereicherung gibt, den Verstand aber immerhin genügend in Anspruch nimmt, um ihn nicht abschweifen zu lassen. Es ist daher vielleicht kein Zufall, daß der Kriminalroman gerade in England, dem Lande, das das entspannende Weekend schätzt, seine höchste Blüte erreicht hat und daß hier auch Dichter von hohem Rang, wie etwa — um nur einen zu nennen — Charles Dickens, dieser Gattung der Unterhaltungslektüre ihr Augenmerk gewidmet haben.

Der eigentliche Schöpfer der Detektivverählung ist Conan Doyle, der nicht nur in der geschickt auskugelten Erfindung der Fabel wegweisend wurde, sondern der auch andere wichtige Voraussetzungen für den Kriminalroman erstmalig erkannte und verwertete. Da ist zuvorderst Sherlock Holmes zu nennen, der Detektiv mit der unheimlich scharfen Beobachtungsgabe und

mit einem ausgeprägten Kombinationsvermögen, das anderen Sterblichen abgeht. Dieser Typus blieb seit Doyle festes Requisite des Kriminalromans. Meist schufen die Schriftsteller eine einzige derartige Gestalt, die dann in den verschiedenen Büchern auftritt und mit der Zeit zum Begriff wird. Doch gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. Edgar Wallace, der zwar manchmal auf die Personen früherer Werke zurückkommt, im allgemeinen jedoch stets wieder neue Figuren ins Leben ruft. Die zweite wichtige Erfindung Conan Doyles war die des weniger begabten Begleiters, der bei ihm unter dem Namen Dr. Watson vorgestellt wird. Der Begleiter verkörpert gewissermaßen das große Publikum, das auf jede Finte hereinfällt, das mit den naiven Augen des Normalmenschen nichts von der Kompliziertheit des jeweiligen Verbrechens ahnt und das im übrigen stets voller Bewunderung für den schlaun und kühnen Detektiv ist. Zugleich lassen sich mit dem Begleiter alle Theorien und Erkenntnisse diskutieren, wodurch dem unnatürlichen Selbstgespräch oder ähnlich schleppenden Hilfsmitteln ausgewichen wird.

Conan Doyle bedeutet zwar, trotz einiger weniger wichtiger Vorläufer, die Basis für den englischen, ja beinahe für den europäischen Kriminalroman und ist auch heute noch vergnüglich zu lesen. Aber die starke Leistungssteigerung, die wir auf allen Gebieten beobachten können, mußte auch beim Kriminalroman zu Verfeinerungen im Detail führen. Denn für einen einigermaßen routinierten Leser sind die Probleme Doyles heute sehr oft rasch durchschaubar. Hier nun setzte Edgar Wallace ein, der durch einen besonderen Trick die Fäden verwirrt. Er schildert nämlich nicht die langsame Entwicklung eines Falles, also den in der Hauptsache direkten Weg von der Tat bis zur Sühne, sondern be-

ginnt sprunghaft bei verschiedenen Personen und Oertlichkeiten, wodurch die Uebersichtlichkeit stark vermindert wird. Auch in anderer Beziehung bereicherte er die exakte Maschinerie des Kriminalromans. Während bei Doyle namentlich das Wie interessiert, das Wer aber erst in zweiter Linie steht, stellt Wallace von vornherein auf das Wie und auf das Wer ab. Ferner erzeugt der Mann mit der langen Zigaretzenspitze (wie man ihn gerne nannte) eine eigene Atmosphäre des Grauens, meist hervorgerufen durch weitverzweigte, raffinierte Organisationen von Verbrecherbanden. Endlich verwertet er noch die Liebe, die sonst in Kriminalromanen nur als Motiv zur Tat Platz hat. Bei ihm jedoch fällt die Vereinigung des tapferen Detektivs mit dem auf mannigfache Art bedrohten weiblichen Opfer mit der Aufklärung des Falles zusammen, wodurch sich ein doppeltes Happyend ergibt. Edgar Wallace ist, worauf gerade das Appellieren an das menschliche Bedürfnis nach Sentimentalität hindeutet, entschieden ein Macher, aber ein glänzender Macher, dessen logische Erfindungsgabe stets wieder verblüfft. Daß auch er über eine gewisse literarische Ader verfügte, das beweisen seine afrikanischen Romane, die weniger bekannt, aber wesentlich wertvoller sind.

Haben wir es bei Wallace mit einer Persönlichkeit zu tun, die, abgesehen von den afrikanischen Sanders- und Bones-Büchern, ausschließlich dem Unterhaltungsdrang der Leserschaft entgegenkommt, so kennt der englische Kriminalroman doch auch Schriftsteller, die höhere Ansprüche stellen, ja, die man sogar ohne weiteres zur salonfähigen besseren Literatur zuzählen darf. Gemeint ist in erster Linie Gilbert Keith Chesterton, der ein ethisches Prinzip vertritt und der sich vielfach der spannenden Geschehnisse nur bedient, um seine Ge-

Togal

bringt rasche Hilfe bei:
Gelenk- u. Gliederschmerzen, Hexenschuß, Rheuma, Ischias, Erkältungs-Krankheiten, Nervenschmerzen. Togal löst die Harnsäure!
Stark bakterientötend! Wirkt selbst in veralteten Fällen! 7000 Ärzte-Gutachten! Ein Versuch überzeugt! Fr. 1.60. In allen Apotheken erhältlich!

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“
Es ist mit interessanten farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, Lugano-Massagno 137

Gebrauchen Sie den Lippenstift, der auf Ihren Lippen die Farbe annimmt, die Ihrem Teint entspricht

TANGEE
der weltberühmte Lippenstift

En gros: O. Burkart, Quai Perdonnet 30, Vevey

Leidende Männer

beachten bei allen Funktionsstörungen und Schmerzzuständen der Nieren einzig die Raufähige Oes erfrähen, mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vertrauten Spezialarzte und legen eine von einem solchen herausgegebene Schrift über Ursachen, Verhütung und Heilung derartiger Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Buchhdlg. Ernst Wurzel, Zürich 6/472



Ein guter Tröster

in Eis und Schnee! Für harten Gebirgsdienst ist halt doch der Stumpen das Wahre; aromatisch, langsamer, regelmäßiger Brand.

Güggel

Habana

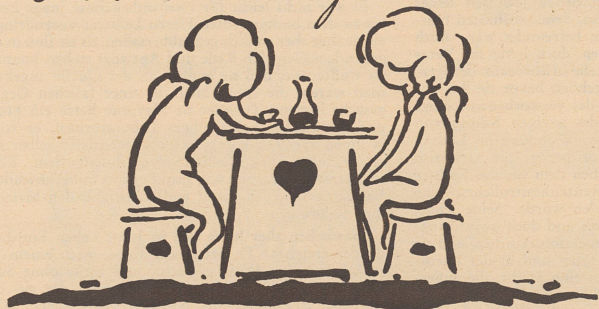
Gautschi, Hauri & Cie., Reinach (Aarg.)



Preislagen:

70er
80er
Fr. 1.—

In's Frühlings-Paradies...



Genfersee montreux
Glion · Vevey · Mt Pélerin
Chexbres · Lausanne
Genf und Wallis!

Schaufenster
im kleinen sind
illustrierte Inserate

die aber den Vorteil haben, die Ware einem weit größeren Publikum vor Augen zu führen.

Bei Verstopfung nimm

DARMOL

ABFUHR-SCHOKOLADE
wirkt sicher u. mild.

In Apotheken erhältlich - Schachtel Fr. 1.20

danken mündgerechter zu machen. Er gibt leichte Freizeitlektüre mit tiefem Gehalt, also eine Verbindung, die uns auf den ersten Blick etwas widerspruchsvoll erscheint. Chesterton liegt es vor allem daran, uns mit seiner Weltanschauung, mit seinen dichterischen, philosophischen und sozialen Ansichten bekannt zu machen, mit Ansichten, die er uns durch den Mund Pater Browns, dieser merkwürdigsten Detektivgestalt, vermittelt. Am besten zeigt sich der Unterschied zwischen seinem Willen und dem Willen jener, die hauptsächlich den geschäftlichen Erfolg ihrer Bücher im Auge haben, in der glänzenden Wallace-Parodie «Der Mann, der Donnerstag war». Hier werden durch Ueberspitzungen und durch eine gänzliche Umkehrung des Tatsächlichen die Schwächen den «Reissers» in geistvoller Weise aufgedeckt. — Uebrigens gibt es auch eine Schriftstellerin, die sich bemüht, dem Kriminalroman in der hohen Literatur Eingang zu verschaffen: Dorothy L. Sayers. Ihr vielgelesener Roman «Aufbruch in Oxford» ist nicht nur eine brillante Schilderung der englischen Gesellschaft, die bisweilen geradezu an Galsworthy erinnert, er ist auch in seiner Art ein psychologisches Meisterwerk, hinter dem entschiedenen dichterischen Können steht.

Noch eine andere Frau ist im Zusammenhang mit dem englischen Kriminalroman zu nennen, ja sie eigentlich in erster Linie: Agatha Christie (von der die ZI nun einen Roman bringt). Auch sie pflegt eine durchaus persönliche Gattung des Kriminalromans. Während etwa J. S. Fletscher und einige andere Schriftsteller von

geringerer Bedeutung mehr oder weniger in die Fußstapfen Edgar Wallaces treten und darum hier unberücksichtigt werden können, hat Agatha Christie ein höchst interessantes Vorgehen gegenüber dem Täter entwickelt. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß der zu suchende Täter eine unbeleuchtete Person des Mittelgrundes sein soll. Das heißt, er darf keine zufällige Randgestalt sein, für die man nicht das geringste Interesse hat, er darf aber auch nicht so belastet erscheinen, daß man in ihm von Anfang an den Verbrecher vermutet. Im Gegenteil: jene Figur, auf die sich der meiste Verdacht häuft, muß unschuldig sein, weil sonst die Spannung verloren ginge und dem Leser die Freude an eigenen Kombinationen genommen würde. Agatha Christie, die den originellen Privatdetektiv Hercule Poirot erfunden hat, lenkt häufig alle Blicke auf den wirklich Schuldigen. Jedes nur irgendwie denkbare Indiz spricht für seine Täterschaft, aber — und hierin liegt das Neuartige — durch einen logischen, zwingend erscheinenden Schluß, der sich erst am Ende des Buches als falsch erweist, kann die betreffende Person doch nicht in Frage kommen. Zudem ist der Leser viel zu sehr daran gewöhnt, den Hauptverdächtigen nicht zu verdächtigen, so daß ihn die schließliche Lösung verblüffen muß. Doch nicht jedesmal begehrt Agatha Christie diesen Weg. Sie ist wohl die vielseitigste Kriminalroman-Schriftstellerin, deren verblüffende Wendungen selbst den verwöhntesten Leser stets wieder in Staunen versetzen. Zudem ist sie eine glänzende Psychologin, was sich nicht nur in Hercule Poirot, dem

genialen Detektiv mit dem eirunden Schädel, und in Hauptmann Hastings, dem nicht immer auftretenden naiven Begleiter, zeigt, sondern auch in dem blendenden Aufbau sämtlicher «Fälle». Es dürfte wohl keinen Kriminalroman in der gesamten Weltliteratur geben, der ein derartig geistvolles Alibi bringt wie das Buch «Ein Schritt ins Leere». «Die Frau im Kimono» ist ein kleines Meisterwerk an gedanklicher Konstruktion. Agatha Christie widerspricht sich nie; ihre Romane sind von einer unerbittlich klaren Logik, die sich Schritt für Schritt zum Verbrechen zurücktastet, selbst zu dem gar nicht erwarteten Verbrechen, z. B. in «Der ballspielende Hund». Darum sind alle diese Bücher so voll atemberaubender Spannung.

Bei der Suche nach dem Verbrechen liegt ja, abgesehen von dem Moment der Spannung, der eigentliche Reiz des Kriminalromans. Geschickte Schriftsteller vermögen dem Leser zu suggerieren, daß er genau so viel Gedankenarbeit geleistet hat als der Detektiv, daß sein Anteil an der schlussendlichen Eruiierung des Täters ebenso groß ist als jener der Polizei. So mischt sich ein gewisser Stolz über die eigenen logischen Fähigkeiten mit der Genugtuung, daß der Gerechtigkeit Genüge getan wurde und daß derartige Abenteuer zwar theoretisch ungemein spannend und aufregend seien, daß ihre Umsetzung in die Praxis aber doch immer an dem wachsamem Auge der Polizei und an der Wohlgefügtheit des Staatswesens scheitern muß.

H. Gr.

Vevey 1691

Leben und Tod des Jean Petitot • Von Gabriele Eckehard

Gegen Mittag war die Sonne durch die Wolkendecke gebrochen, aber die Luft blieb noch von herber Frische. Beim Essen dann hatte Jean Petitot gemerkt, daß seine Hände leicht zitterten; als er das Brot brach, fiel es ihm auf, und nun achtete er darauf und stellte es fest. Ein sonderbares Gefühl überkam ihn: er wußte, daß er alt war, er war gealtert, weil es der natürliche Ablauf des Lebens war, alt zu werden und zu sterben, aber er hatte sich nie recht vorgestellt, daß der Tag kommen könne, da er nicht mehr würde arbeiten können, da er den Pinsel nicht mehr halten und sein Auge dessen zarten Strich nicht mehr würde wahrnehmen können. Er versank in Nachdenken. Ihm gegenüber am Tisch saß Marguerite, seine Frau, die Mutter seiner siebzehn Kinder, das Licht seines Lebens, die Wärme seines Alters — hatte sie gesehen, daß seine Hände zitterten?

Er hob den Kopf und sah sie an, aber in ihrem milden Gesicht mit den großen schwarzen Augen konnte er nicht entdecken, ob sie gleich ihm erschrocken war. «Ich möchte dich heute nachmittag noch einmal malen», sagte er.

Ein Lächeln kam auf ihre Lippen, doch die Augen blieben ernst. «Warum, Lieber?» fragte sie, «du bist von Genf nach Vevey gezogen, um dem Ansturm der Fürsten und Herren zu entgehen, die sich von dir malen lassen wollen, du weisst die höchstehenden Auftrage ab und mich willst du malen, mich alte Frau, die du in ihrem langen Leben schon so oft gemalt hast, daß jedes unserer Kinder ein Porträt besitzt?»

«Nur dich», sagte er, «nur dich.» Und er langte über den Tisch und legte seine Rechte auf ihre Linke, die auf dem weißen Leinentuch ruhte, und sah ihr in die Augen, aber er konnte ihrem ruhigen Blick nicht entnehmen, ob sie das leichte Zittern spürte.

Als er sich dann an seinem Arbeitstisch eingerichtet hatte und sie ihm gegenüber in einem hochlehniigen Sessel saß, war es wärmer geworden, die Sonne schien ins Zimmer und über dem ganzen Raum lag eine leise Müdigkeit. Er arbeitete ohne zu sprechen, und die Frau saß still da und ließ sich von ihrer sanften Schläfrigkeit wie von einem leichten Schiff auf ruhigem Fließlein davontragen. Seit auch sie alterte, dachte sie öfter an Vergangenes in jungen Jahren. Die Kinder, das große Haus, die vielen Menschen, die bei ihnen aus und ein gegangen waren und nicht zuletzt die Notwendigkeit, sich in einer fremden und nicht immer gutwilligen Umgebung zu halten — denn als sie den protestantischen Schweizer heiratete, da war sie, die Französin, mit fliegenden Fahnen zu allem übergegangen, was ihm am Herzen lag — hatten sie wenig zum Nachdenken über Dinge kommen lassen, die so unabänderlich waren, wie es die Vergangenheit ist. Doch nun machte sich die gewaltige Göttin nicht selten bemerkbar — immer öfter ertappte sich Marguerite dabei, ihr vergangenes Leben wie eine Reihe von Bildern an sich vorüberziehen zu lassen.

Und nicht nur das Ihre. Wie oft hatte sie Jean veranlaßt, ihr von seinem Leben zu berichten, das bunt und ereignisreich gewesen war und ihn schon zu hohen Ehren geführt hatte, ehe sie sich noch kennengelernt hatten. Jeans Leben war ihr so vertraut, ihm nachzudenken, es



Der Miniaturmaler Jean Petitot (Selbstbildnis)
Original im Musée d'Art et d'Histoire, Genève

nachzuerleben, war so selbstverständlich, wie das Ihre zu rekapitulieren. Fast vierzig Jahre waren sie nun verheiratet.

Sie würde den Tag nicht vergessen, da sie ihm zum erstenmal begegnete. Sie trafen sich bei ihren Verwandten, den Toutins in Blois, mit denen Jean seit seiner Jugend, als er bei Meister Toutin, dem berühmten Uhrmacher, hatte studieren wollen, befreundet war. Auch Marguerite war in Blois geboren, doch hatte ihr Vater inzwischen eine hohe Beamtenstelle in Bordeaux bezogen. Sie hatte schon viel von ihm gehört, bevor sie ihn vor sich stehen sah, den Hofmaler des verstorbenen Königs von England, den Hofmaler des jetzigen Königs von Frankreich, der hochgeehrt seine Wohnung im Louvre hatte und eine stattliche Pension bezog. Sie hatte sich einen Hofherrn vorgestellt, neben dem sie, die Tochter des Königlichen Rates und Rentenkontrolleurs, eine kleine, unscheinbare Rolle spielen würde. Seine Ruhe, seine Bescheidenheit, sein sicheres und doch unaufdringliches Auftreten machten sie selber sofort sicher, und sie entdeckte in der Form seiner Stirn und in der durchscheinenden Helle seiner Augen eine Macht, die außerhalb aller höfischen oder weltlichen Eitelkeit stand, die des Künstlers, der sich durch seine Arbeit dem Ewigen verbunden weiß.

Ihr Vater war von dieser Heirat nicht entzückt. Königsgunst ist eine unsichere Angelegenheit, es war genug, daß er von ihr abhängig war; er hätte seine Tochter gern einem kleinen Landadeligen gegeben, dessen Güter sicheren Ertrag brachten. Aber Marguerite hatte auf ihrem Willen bestanden, vielleicht weniger auf ihrem Willen, als auf dem unwiderstehlichen Drang ihres Herzens zu diesem Manne hin, der nicht schön war, keine wohlgeübten Phrasen drechselte, von heute auf morgen in Ungnade fallen konnte und außerdem ein Fremder war. Und sie hatte recht gehabt, ihr Herz hatte recht gehabt, das sie bestimmt hatte, den Schritt zu tun, zu dem Jean Petitot ihr die Hand hinreckte.

Als er zum erstenmal zu Meister Toutin gekommen war, hatte er das Geheimnis der französischen Schmelzmalerei kennenlernen wollen. Aus Genf, seiner Heimatstadt, hatte ihn die Lernbegier bis nach Blois geführt, und sein Freund Pierre Bordier war mit ihm gezogen. Sie hatten schon daheim gute Arbeit gemacht, Pierre, der Uhrmacher, hatte den jüngeren Freund in die Kunst der Emailmalerei eingeführt. Doch wenn er auch ein besserer Techniker war, so war Jean ein unvergleichlich besserer Maler. So hatten sie sich in die Arbeit geteilt: Jean hatte die Köpfe und die Hände, Pierre das Haar, die Stoffe, die Hintergründe ihrer Emailbilder gemalt. Doch das hatte ihnen nicht genügt, die Farbtiefe der französischen Emailmaler hatte es ihnen angetan, und so machten sie sich auf die Wanderschaft. Toutin war ihnen empfohlen worden.

Doch der behauptete, er könne sie nicht mehr lehren, nach Italien sollten sie ziehen, dort würden sie vielleicht auf die Lösung des sie beschäftigenden Problems kommen. Die Freunde gingen also nach Italien, arbeiteten dort, stellten Versuche an, mühten sich ab — niemals waren sie recht befriedigt, bis sie eines Tages durch einen Zufall erfuhren, daß sich in England ein sehr gelehrter Chemiker, der noch dazu der Leibarzt des Königs sei, der Doktor Turquet de Mayerne, mit denselben Fragen beschäftigte. Sie überlegten, zögerten — und schließlich fuhren sie nach England.

Es war nicht leicht für zwei unbekannte junge Leute, bis zu dem hochgestellten Herrn Leibarzt vorzudringen, als sie ihm aber endlich gegenüber saßen, als sie ihm in eingehendem Gespräch Rede und Antwort stehen konnten, da wußten sie, daß sie endlich an der Quelle angekommen waren, die sie so lange in einer falschen Gegend gesucht hatten. Turquet de Mayerne hatte ein großes und erstaunlich vollständiges Laboratorium, er stellte es ihnen zur Verfügung, er experimentierte selber mit, er erzählte allen Leuten von ihnen, dem König schwärmte er so lange von Jean Petitots unvergleichlicher Begabung vor, daß dieser endlich befahl, den Maler zu ihm zu bringen.

Inzwischen aber hatte sich in Jeans Leben Einschneidendes ereignet. Er hatte eine Kopie nach einem Gemälde von van Dyck gemacht, und nicht ohne Scheu hatte er sie einem Freunde anvertraut, der sie dem schönen, eleganten und hochfahrenden Maler zeigen wollte, der der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens in London war. Und van Dyck war entzückt gewesen, war persönlich zu Petitot geeilt, hatte ihn umarmt und ihn beinahe angefleht, Handwerk und Kopieraufträge fahren zu lassen und sich einzig und allein seinen eigenen Schöpfungen zu widmen. Glücklicherweise beschämte er Jean dagestanden — dieser Tag hatte über sein Leben bestimmt. Denn während Pierre Bordier seinen Weg als Handwerker weitergeschritten war, hatte Jean Petitot den Pfad eingeschlagen, der zur großen Kunst führt.

Als der Doktor Turquet de Mayerne ihn also zum König entbot, stand er bescheiden und doch sicher vor dem Fürsten, und diese Haltung, die ihm geblieben war, hatte auf Marguerite im ersten Augenblick ihres Ken-